

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Die Parabel vom Urlaub.

Von Saged, dem Weisen.

Nun geschah es, daß ich einst in einer Stadt wohnte, und daß ich, wenn die Arbeit all der Wochen schwer gewesen war, auch einmal auf Urlaub ging. Und das ich in den höchsten von Vermont öfter eine Kutsche bestieg, deren Lenker ein Mann von Erfahrung war. Und daß er öfter zu mir sprach und jedes Jahr die gleiche Last seiner Klage vor mir bewältigte.

„Sieh, du kommst auf Urlaub hierher und bist doch ein Mann, der nicht schwer arbeitet, denn du bist weder ein Weber, noch lammeist du den für die Scheuer. Und so einer wie du, bist in der guten, schönen Ferienzeit die meisten von denen, die meine Kutsche bestiegen. Ich aber sitze jahrein, jahraus, es sei nah oder trocken, heiß oder kalt, auf diesem verdammten alten Kasten und habe seit 40 Jahren keinen Urlaub gehabt!“

Nun, als ich diese Rede einigemal gehört hatte, schrieb ich an den Verwalter dieser Straße und sagte ihm:

„Siehe, dieser Wagenlenker deiner Gesellschaft hat lange Zeit Dienst getan und niemals einen Urlaub genossen. Gib ihm zwei Wochen Urlaub, auf daß er einen Urlaub genieße, wie die übrige Menschheit es tut!“

Und sie gaben ihm den Urlaub, wie ich es erbeten hatte. Und sie sandten einen anderen Lenker für die Straße, damit er die Kutsche lenke und der erste Lenker seinen Urlaub genieße.

Und als ich im nächsten Jahr wieder des Weges kam, befragte ich ihn über seinen Urlaub, und wie und wo er ihn verbracht habe. Und er befreite sich vorerst von einer Last, die er mit sich getragen hatte, nämlich ein Mund voll Tabakstiefes, und dann gab er mir zur Antwort:

„Am ersten Tag — es war ein Montag — fuhr ich mit dem neuen Kutscher, um ihm die Straße zu zeigen. Und weil er sehr langsam begriff, fuhr ich auch am Dienstag mit ihm. Und am Mittwoch fürchtete ich, die alte braune Stute könnte ein Dufeln verlieren, — also fuhr ich noch einmal mit und hielt beim Dufeln an, der weiß, wie ein Esel an Fuß sitzen muß. Und am Donnerstag fuhr die Witwe Stiles in die Stadt, und ich wußte, daß ihre Truhe mitgenommen werden müsse, und ich fürchtete sehr, der neue Kutscher könnte sie vergessen! Also fuhr ich noch einmal mit! Und am Freitag sah's ganz regnerisch aus, und das schien mir nicht der rechte Tag für einen Mann, um einen Urlaub anzutreten. Also fuhr ich auch am Samstag mit! Und am Samstag regnete es wirklich, und das schien mir nicht der richtige Tag für einen Mann, um zu Hause herumzusitzen und nichts zu tun. — also fuhr ich auch am Sonntag noch mit. Und am Montag war ein heftiger Sturm, und das schien mir natürlich wieder in die Stadt zurück, und da waren auch noch paar Umständliche und Wertwürdige darunter, und da hab ich mir halt gedacht: die Kutsche du dir an, wie die einander! Und am Dienstag ist mir eingefallen, daß mein alter Urlaub schon vorüber ist, und daß ein Einrichtiger in einer Woche eigentlich nicht mehr viel anfangen kann, und so bin ich halt wieder mit dem Erfahrungsvollen mitgefahren und hab' ihm gezeigt, wie man's machen muß. Und am Ende der zweiten Woche war er ein toller Kutscher, und wenn er damals noch Urlaub gehabt hätte, hätte ich ihn ganz allein fahren lassen können!“

So sprach der Wagenlenker, der sich immer beklagt hatte, daß er nie einen Urlaub gehabt habe. Und ich dachte viel darüber nach, was er zu mir gesagt hatte, und ich sagte: Du glückseliger Mensch, ich mich nicht einer von denen sein, die immer um dasjenige fürchten, was sie nicht haben, und was nicht wissen, was mit ihm zu tun, wenn sie es haben!“

(Übertragen von Max Hagen.)

Die schlaflose Nacht.

Bei Edelmeyers schritt das Telefon. Wie befehlen. Edelmeyer eilte bestürzt an den Apparat:

„Bitte, wer dort?“

„Hier Kriminalpolizei —“

„Kriminal —?“ — wiederholte Edelmeyer erregt, während ihm die Polizei im Halle Reden blieb. Was wollte von ihm die Kriminalpolizei? War man etwa unter seine Schieberschäfte gekommen? Aber er schob doch schon lange nicht mehr! Diese goldene Zeit war vorüber.

Oder hatte ihn jemand wegen Steuerhinterziehung denunziert? Schlechte Menschen gab's überall, die es auf Vermögen und ehrliche Bürger abgesehen hatten.

Solche und ähnliche Gedanken durchzogen in wenigen Sekunden das nicht eben große Hirn des Herrn Edelmeyer. Das konnte er auch dazu, daß er von Natur etwas ängstlich war?

„Da dort Edelmeyer?“ fragte die Kriminalpolizei. „Ja“, lautete der Antwort. „Nicht hier in persona am Apparat. Womit kann ich dienen?“ Er suchte in scherzhaftem Ton zu sprechen und seine Stimme so harmlos wie möglich klingen zu lassen.

„Wer möchten Sie warnen“, erwiderte die Kriminalpolizei, „wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren haben, für diese Nacht ein Einbruch in Ihre etwas einkamende Villa geplant —“

Edelmeyer taumelte unwillkürlich einen Schritt rückwärts.

Wenn Sie eine Schutzwache von der Kriminalpolizei schicken, wird sie Ihnen zur Verfügung gestellt —“

„Ach ja! Schicken Sie sofort 20 Mann mit Maschinengewehren!“

Ein heiteres Lachen scholl ihm entgegen: „Na — na, wird schon auch mit weniger gehen. Ich schide also die üblichen 10 Mann.“

„Ja, bitte umgehend! Und danke auch schön! Schluss!“

Edelmeyer sank wie leblos auf einen Stuhl. Angstschweiß perlte ihm von der Stirn, als seine Gattin ins Zimmer trat.

„Na, Bismarck, was hast du denn?“ Sie lächelte ihn leicht mit ihren weißen Händen, an deren Fingern eine Gruppe von Brillanten schimmerte. „Wer hat denn telefoniert?“

Er erzählte — — — hastig — — — erschöpft. Und nun rang Frau Edelmeyer die Hände: „Mein Gott! Mein Gott!“ Sie atmeten auf, als die Kriminalbeamten erschienen. „Nun hoch, alle in Räuberzivil. Sie führen Revolver, Maschinenpistolen und ein Maschinengewehr mit. In der letzten Nacht waren, wie man in der Zeitung gelesen, durch eine riesige Räuberbande verschiedene einkamende Villen ausgeraubt worden. Da galt es vorzubeugen.“

Einer der angekommenen Herren zog sich mit Edelmeyer zu einer kurzen Besprechung zurück.

„Sie bleiben also mit Ihrer Gattin ruhig in Ihrem Schlafzimmer oben“, sagte er, „und rühren sich nicht. Schon durch die kleinste Unvorsichtigkeit könnten Sie uns alles verderben. Schlafen Sie ganz getrost, wir passen schon auf. Und wenn es auch eine kleine Schießerei geben sollte, das hat weiter nichts zu bedeuten. — In Ihrem Arbeitszimmer befindet sich also der große Tresor? Wir werden diesen Raum ganz besonders im Auge behalten. — Hilfsbrand?“ rief er einem der beiden anderen Männer, die Tür öffnend, rasch zu. — Das Maschinengewehr ins Herrenzimmer, verstanden?“

„Jawohl!“ antwortete Hilfsbrand, und man hörte, wie er mit seinem Kameraden zusammen das Rindinstrument aufstellten begann.

Es war mittlerweile schon ganz dunkel geworden. Edelmeyer und Frau zogen sich mit klopfenden Herzen in ihre Gemächer zurück. Sie riegelten dreifach von innen zu und hoben außerdem noch mit vereinten Kräften den großen Kleiderkasten vor die Tür. Herr Edelmeyer hielt trampelnd eine alte Reiterpistole umklammert, mit der kein Großvater Anno 88 drei requirierte Schweine zur Straße gebracht hätte.

Die Nacht war sternenlos. Auch der Mond blieb hinter Wolken versteckt. Ein heiserer Wind strich noch über den Dächern.

Die Stunden schlichen unendlich langsam dahin. An Schlaf war gar nicht zu denken. Man kroche bloß, und wenn ein Mäuschen irgendwo harmlos am Boden begann, flüchteten beide erschauern.

„Sie kommen! — Jetzt kommen sie!“ — „Da, richtig! — es schlug eben 2 — als ein Schuß fiel. Noch einer. Jetzt tobt auch das Maschinengewehr ununterbrochen.“

Das ganze Haus schien zu bebren. Unheimlich dröhnte es die Treppe hinauf und noch plötzlich nach Unten.

Frau Edelmeyer war in Ohnmacht gefallen. Ihr Gatte hielt, wachstümlich wie eine Kerze die alte Pistole trampelnd auf den Kleiderkasten vor der Tür gerichtet.

Das Geräusch schien eine ewige Zeit anzuhängen. — Endlich wurde es still. Man hörte das Ticken sämtlicher Uhren im Hause. Bald darauf schlug es 3.

Bis 7 hatten Edelmeyer und Frau in verzweifelter Lage, teils unter den Betten, teils auf der Kommode oder im Wandschrank neben dem Fenster.

Jetzt wurde es hell. Unten rührte sich immer noch nichts. Waren die Räuber doch schließlich in der Überzahl? — Und die Kriminalbeamten lagen erschossen in den Stuben umher? Edelmeyer brauchte 2 Stunden zu dem Entschluß, die Tür zu öffnen und selber nachzugehen. Wie ein Rater auf Rieswegen schlich er die Treppe hinunter, die Räuberpistole in der einen, einen Diensten in der anderen Hand.

Als er sein Arbeitszimmer betrat, fand er das Schloß des großen Tresors mit dem Maschinengewehr auseinandergerissen. Das Innere war keines ganzen Inhalts von 20.000 Goldmark und 1/2 Million in Wertpapieren beraubt. Auf seinem Schreibtisch lag ein Zettel, mit der Maschine geschrieben, und darauf stand: „Wir danken Ihnen verbindlich für Ihr lebenswichtiges Entgegenkommen.“

Die drei Kriminalbeamten.

Teppichstange.

Von Egon S. Strahburger.

Die Sache verlief sich so: Die alte Teppichstange zerbrach, wie der Sanitätsrat im Hause sagte, aus Altersschwäche. Die Mieter liefen eine Verammlung ab, und jeder bekam einen Holzanteil. Da wir 64 Parteien sind, fiel auf mich ein 24-Zentimeter-Klotz, den ich zum Taktstock umwidmete und einem musikalischen Freund schenkte.

Man beriet also wegen einer neuen Stange und entschloß sich auch, ein Holzstück zu kaufen. Wenn schon, denn schon! — sagte man. Beim Dollarstand 1/2 Billion. Desbalste das Haus 18 Billionen für diesen Gelegenheitskauf, d. h. Herr Hagemann legte als Finanzler die Summe aus, die, wie üblich, erst beim Dollarstand 10 Billionen von den Mietern per Verrechnungsscheck erledigt werden wird.

Jetzt leiten die Schwierigkeiten ein.

Der erste Hof wollte die Stange im zweiten Hof wissen, da sich aber bisher die Stange im zweiten Hof befand, und dort eine Stabstange für Hockeys und andere unglückselige Festlichkeiten ihre Socken zubereitet, so protestierte energisch der Club dieser Spielabteilung dagegen, indem er erklärte, seine Kundschafft habe kein Verständnis für Teppichstange im Hockeys- und Konfirmantenessen.

Das leuchtete ein: aber im ersten Hof, ganz oben wohnte eine Schriftstellerin, deren Phantasien nicht durch Teppichstangen gestört werden durften. Die Kernen — — — jeder kennt das ja.

Die Mieterverammlung fand statt. 63 Parteien waren vertreten. Verdrängte Mieter kamen in Begleitung der ganzen Familie, denn die Teppichstange war eine wichtige Angelegenheit.

Man ernannte einen rechtskundigen Aktuar zum Präsesenten.

Die Leute im Hof eins stimmten geschlossen dafür, daß die Stange in den zweiten Hof kommen müsse. Ein herrschaftliches Haus verlange das. Die Herrschaften von Hof zwei verhielten sich dieser Erkenntnis. Man kam mit der Gerechtigkeit, aber auf sie reagierte zeitgemäß kein Mensch mehr — man kam mit den architektonischen Schönheitsgefühlen, aber es wurde erklärt, daß so oder so eine Teppichstange einen Hof verunzieren — man stimmte dafür, die Stange in den Keller zu stellen, doch meinten die Bewohner der Lärm und die kalte Luft könnten sich verhängnisvoll auswirken — man votierte für den Dachgarten, aber dagegen stemmte sich eine Himmelsmalerin, die bis tief im Winter auf dem Dach Wolken und Äther auf die Leinwand brachte. Schließlich erbielten sich die Gemüter, und da jeder, wie es bei Mieterverfassungen üblich ist, keinen Spazierstod oder Schirm mitgebracht hatte, gerieten die Mieter in eine Schlägerei, bei der der Sanitätsrat hinreichend zu tun bekam.

Als man sich beruhigt hatte, kam ein Junge vom Hof Nr. zwei angetrampelt — die Teppichstange sei gestohlen worden — — — vorhin — — — als niemand dagegen sei.

Man recherchierte und die Kriminalpolizei fand sie beim schlafenden 64. Mieter.

Jetzt wollte man diesen Herrn London, der keinen Gänsebraten mit dem Teppichstangenholz knuspern braten ließ, dann aber freute man sich über seine Tat.

Man war die Sorge los, wo kommt die Stange hin? Nun klopfen wir überhaupt nicht mehr — — —

Von 12 Parteien sind aber Beschwerden eingelaufen. Wir leben doch immer ein lauberes Haus gewesen. Diese 12 Parteien werden von uns anderen ignoriert. Wir grüßen sie nicht mehr. Sie sind Außenleiter und haben kein Verstandnis für die Forderungen der Zeit.

Viererei Besuch.

Von Heinrich Wiegmann.

Als der Maler aus dem schattigen, hochragenden Waldbestor trat, lag vor ihm ein lichtüberflutetes Feld. Unzählige blaueviolette Blüten hoben sich aus weit ausgetretenen Reihen kartärrer Kartoffelsträucher, umschloß vom folgenden Hauch des Windes, bejubelt vom Schmetterling lieblicher Musikanten. Auch dem kleinsten rauchhaarigen Blättchen schenkte der Sonne Gold von ihrem Reichtum und entsandte in jeder radförmigen Blüte ein feines Flämmchen.

„Wie schön!“ Des Malers Augen tranken gierig von der ausgedehnten Pracht. Er beugte sich zu einer Blüte nieder: da sah zwischen den Blättchen ein saftiges Regenschatten kunstvoller Staubgefäße, Lichtfäden in einer bunten Glühbirne gleich. Mit einem haunenden Kinderlächeln um die geöffneten Lippen ließ er den Zweig behutsam zurückschieben. Er erinnerte sich, wie oft er früher an klaren Herbsttagen auf solchen Feldern Feuer entzündet hatte: schwelende, knackende Brände aus glühendem Rauch, indes er mit fröhlichen Kameraden tollte und das Glüd der Welt in einer dampfenden, gebratenen Kartoffel kostete. „Nun wird jeder Strauch wieder zum wartenden Birn“, lächelte er vor sich hin. „Er hat kein lodendes Schid schon ausgehängt: herein, ach nicht vorüber. Komm bald zu mir!“

Zwei Stunden später kam Rahvar Schuls, der Herr des Feldes. Soeben hatte er einem blattnarbigen Händler seine letzten 40 Weizenkörner zu einem Rekordpreis überlassen. Jetzt war er wie ein weiträdriger Löwe, der zwar gestillt, doch schon nach neuer Beute lüstert.

„Das heißt geschäftlich, ihr Bauern“, lobte er, als er das volle Kraut erblühte. „Ich gab auch Dung und Pflüge, jetzt müßt ihr hohe Zinsen tragen.“ Mit seiner groben Hand strich er behutsam wie ein Geißels über den blühenden Schaß. Reihen blühender Kartoffelrüben sah er vor sich, knarrende Fußwege mit schwebenden Säulen, ratternde Eisenbahnwagen, Trüben mit aufgestellten, knisternden, geliebten Banknoten. In seine Züge sprach die unendliche Entschlossenheit eines Feldherrn. „Werdet did!“ kommandierte er und hob die knochige Faust. „Rundet auch, ich muß auch arbeiten!“

Am ausbleichen Himmel stieg die Sonne höher. So heiß fast wie ein Stück Tuch unter dem sengenden Bügeleisen, wurde es Professor Heermann, als er, den massigen Mantel um die Schultern geworfen, nachmittags vom Wald her das stille Feld erreichte.

Er wollte seinen bebrillten Augen kaum trauen. Das sollen schon Kartoffeln sein? Solanum tuberosum, ehrenwerte Angehörige der Familie der Nachschattengewächse? Ach, da wollte er aber die Gelegenheit beim Schopf fassen und morgen über die blühende Kartoffel dozieren.

Sein professorales Herz weitete sich. O, in ausgeschalteten Gelenken würde er nicht labren. Die Natur sollte in die Schutube hinein! Anschauung ist doch das Fundament aller Erkenntnis. — Er zog eine Blechschachtel aus der Tasche, steckte die beiden Düstpastillen in den Mund, knispelte tatbereit eine Blüte und ein kleines Blatt ab und verkaufte sie in der Dose. Wie er dann ins Dorf hinabstieg, um zu dem Butterbrot in der Tasse ein kühles Bier zu trinken, da war er ein moderner Mensch, ein Verfechter der Fälschung.

Peter Finkenstich, der Landstreicher, verließ den Wald, als der Abend seine Verrücktheit entrollt hatte. Er lehte sich auf eine entwurzelte, rüßige Eiche, die an seinem Rand schielte, wickelte ein ausgetrocknetes Butterbrot aus fettigem Zeitungspapier, als und trank aus einer Flasche einen Schnaps dazu. Da sah er das Feld zu seinen Füßen liegen.

„Holla!“ rief er, „die gute Zeit hängt an. Sieh'n die Kartoffeln wieder auf dem Speisetisch, so bin ich ganz mein eigener Herr.“ Er beugte die korbbraune haarige Brust. Sammelnd zog er die ausgefranzte, fleckige Hose über den schlammigen, abgelaufenen Stiefeln in die Höhe: laubere Strümpfe, was? Heute morgen pisse ich im Waldbach gewaschen und in der Sonne getrocknet. Ja, so muß es sein: große Zeiten fordern große Männer. Er grüßte ein paar Kartoffelblüten an den weiterentwickelten Hut. „Bewegter zum Garten Eden“, frohlockte er und sog den letzten einkamen Tropfen Schnaps mit seiner Zungenspitze auf.

Über die Kraft.

Eine Fabel von Julius Kreis.

Die Schnattergans hatte sich durch ihren bösen Schmauel eine Reihe Unannehmlichkeiten zugezogen. Wo immer durch Klatsch Unfrieden in Enten- und Gänsefamilien entstand, da war sie beteiligt, und die Herren Enten und Gänse hatten ihr deshalb so manchenmal schon ganz massige Grobheiten vorgeknattert und vorgekratzt, und nicht selten mußte sie vor den weiblichen Familienmitgliedern Federn lassen, so sehr war der Ingrimm gegen sie gewachsen. Als sie einmal durch ihre Klatscherei in ganz außerordentliche Schmutzigkeiten geriet und ordentlich zersaut wurde, da legte sie das Geflügel ab, drei Wochen lang keine Silpe zu schnattern, stumm wie ein Ferkel zu sein.

Ihr könnt es glauben, hart genug fiel ihr das! Und dann die boshaften Stichelreden, mit denen man aufwartete! Aber sie ertrug's, ertrug's mit Gedulde und Schwieg. Und schwieg eine Woche! Zwei Wochen! Es brachte sie fast um und ihr Geduldsausdruck wurde ein gequälter, schmerzlicher, sie magerte ab an Leib und Seele und brütete mühsam in einem Winkel.

Aber nicht zu sagen ist's, wie glücklich und froh ihr Gänsefregemahl dabei war. Er gedieh auflebend und allenthalben brachte man ihm wieder das Vertrauen und die Achtung entgegen, die er durch die Indistinktionen seiner Gemahlin verloren hatte.

So nahte das Ende der dritten Woche heran. Die Schnattergans war fast geheilt und einzelne Vorurteile löse bekamen bereits eine bessere Meinung von ihr und die verwitwete Frau Ente hatte fast im Sinn, sie offiziell zum nächsten Rodenrädchen einzuladen.

Am letzten Tage ihrer Schweigeweile kam die Gluckhenn in ihren Winkel und wickelte sich an den Qualen der Schnattergans. Die Henne erzählte und erzählte, Himmel! was für distrete und lenkationelle Neugierigkeiten die wußte! Und mit überauslicher Kraft schloß die Schnattergans dazu.

Und da tat die Gluckhenn die aleisnerische Frage, so von ungefähr: „Im Vertrauen, Frau Schnattergans, ist's wirklich wahr, daß unsere beiderseitige Freundin, die Ente, solche Federn trägt?“

„Allerdings“, schnatterte die Gans, ihrer selbst nicht mehr mächtig, und dann fiel sie in Ohnmacht und trug ein befüßtes Herdenhieb davon.

Sie hatte ihre Kraft überhäuft.

Welt und Wissen

* Lebende Bumpwerke. Jede Pflanze ist ein lebendes Bumpwerk. Der Botaniker Böhmelt hielt während drei Jahren bestimmte Pflanzen in wasserdicht verschließbaren Töpfen, um den täglichen Wasserverbrauch durch Wägung festzustellen. In den drei Wachstumszeiten verbrauchten je 1000 Gramm der Blattsubstanz der Eiche 85 Kilogramm, der Birke 81 Kilogramm, der Korbuche 74 Kilogramm, der Fichte 13 Kilogramm, der Tanne 7 Kilogramm Wasser. Eine Fichte mit ungefähr 200 000 Blättern, freilebend, benötigt an einem heißen Sommertage 60 bis 70 Kilogramm Wasser, eine 60jährige Buche im Durchschnitt täglich 70 Kilogramm Wasser, während eine 100jährige Buche täglich 50 Kilogramm Wasser benötigt. Ein Sektar Buchenwald verbraucht täglich nahezu 30 000 Kilogramm Wasser! Die Baumkraft der Pflanzen ist demnach außergewöhnlich hoch. Man müßte die grünen Maschinen kontrollieren, um das Wasser aus der Erde aufzusaugen und bis in die äußersten Spitzen der Blätter oder Baumkronen heben zu können.

zu kommen.
* **Teufelseier.** Von den Stinkmorcheln soll hier die Rede sein, einem Pilz, dem der Volksmund den sehr bezeichnenden Namen „Teufelseier“ beigelegt hat. Höchst eigenartig ist der Lebenslauf dieses Pilzes. Als echte Pflanze zieht die Stinkmorchel mit ihren weichen Strängen im Waldboden dahin. Bald ein Erdkeimling, bald ein Holzküchlein umspannend, obliegen diese den Geschäften der Nahrungsbefaffung und des Wachstums und stellen die eierartige Bilanz dar. Nicht jedes Jahr dringen ihre Abgaskanten die Fruchtträger, bis zur Oberfläche empor, insofern wird der Stand der Nährstoffe geprüft, ob er eine sehr große Ausgabe gestattet. Dann wird ans große Werk getritten. An einzelnen Stellen des verzweigten Fadenstranges entstehen immer größer werdende Anschwellungen, die zu niedlichen eierähnlichen Gebilden werden, eben den Teufelseiern. Bald plockt die stark schleimige Hülle der Eier und der eigentliche Fruchtkörper tritt ins Leben. Rasch wächst und dehnt und streckt sich sein lockeres Gewebe; der Stiel wird dicker und höher und legt dann oben ein Nütchen auf, auf dem der lozenhaltige süßliche Saft wie Zähnen herabschleibt. Das ist dann ein wahres Paradies für Allesen aller Art. Für sie wird der Pilz insofern seines Geruches halbenbreit ein Sammelplatz des Waldes. Die Lebensdauer der Stinkmorchel ist aber nur sehr kurz. Raum überdauert sie einen Tag. Aber die An-

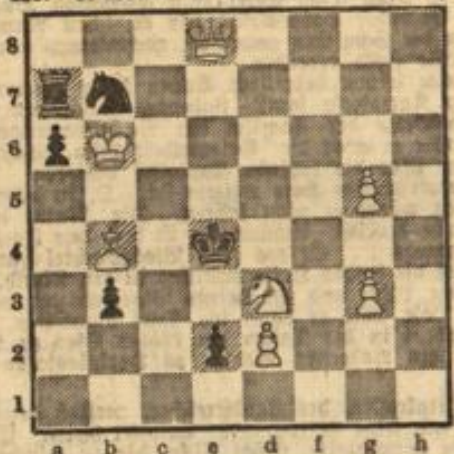
Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von R. Wedesweiller

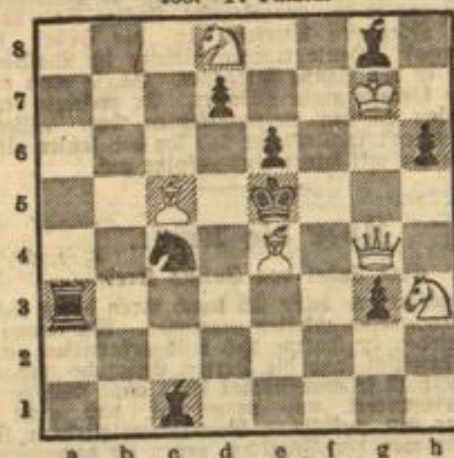
Weihnachts-Schachnüsse I.

459. J. Kohtz u. C. Kockelskorn (1877).



Weiß: Kb6, De8, Lb4, Sc3, Be2, g3, g5;
 Schwarz: Kd4, Ta7, Sb7, Ba6, b3, d2.
 Matt in 2 Zügen.

400. F. Palatz.



Weiß: Kg7, Dg4, Lc5, e4, Sd8, h3;
 Schwarz: Ke5, Ta3, Lc1, g8, Sc4, Bd7, e6, g3, h6.
 Matt in 2 Zügen.

461. P. A. Orllmont (1923).



Weiß: Kb5, Tb4, Sd5, Bd2;
 Schwarz: Ka2, Ta1, Lc3, Sb1, Ba3, b2, b3, b5.
 Matt in 3 Zügen.

Scherz und Spott

frerung ist nicht umsonst gewesen. Die nachheren Fliegen haben die Sporen in alle Winde getragen. Da und dort wird ein Nistplätzchen sein Dasein im Boden beginnen, da und dort wird im Hochsommer dann der tränende Seidling seinen Pöckel ausstenden.

Der alte Frih und die Bettler. Eine wenig bekannte Anekdote von Friedrich dem Großen wird in „Über Land und Meer“ erzählt. Als der König einmal in Berlin spazieren ging, sah er einen Bettler sitzen, der sich von Ungeheuer reinigte. „Brav, mein Sohn, daß du sauber bist“, sagte er anerkennend und schenkte ihm einen Taler. Ein anderer Bettler hatte die Scene beobachtet und wollte auch etwas bekommen. Er eilte also frih voraus und begann das Reingungsgeschäft. Der König blieb bei ihm stehen und fragte leuthal: „Was macht Er da?“ — „Ich luche Päule, Marchat.“ — „Na“, meinte der König, der den Trid durchschaute. „Da geh Er mal ein Stück zurück. Da hat eben einer eine ganze Menae ergraworfen.“

Erklärte Weisheit. Ein junges Mädchen hatte mehrere Freundinnen zum Tee eingeladen. Nach manderlei Unterhaltungen erbot sich eine der Damen, den anderen aus der Hand wahrzuzagen. Als erstes Object erbat sie sich eine ihr noch fremde junge Dame, die auch bereitwillig ihre Handfläche hinreichte. „Ah, aus Ihrer Hand sehe ich, daß Sie heimlich verlobt sind und bald heiraten werden“, legte die Wahrsagerin. — „Wie wunderbar!“ rief die zukünftige Braut aus. — „Ja, noch mehr“, jubte die Chirantomant in charism. Tons fort, „ich sehe, daß Sie mit Herrn Böttner verlobt sind!“ — „Das ist aber sehr unglaublich!“ rief das Mädchen erröthend. — „Wie können Sie das nur wissen?“ — „Durch langes Studium der Kunk!“ war die Antwort. — „Aber aus der Linien meiner Hand können Sie doch nicht den Namen meines —“ — „Wer lernt denn von Linien?“ erwiderte die Prophetin gleich vor Wut. Sie tragen den Verlobungsring, den ich ihm vor drei Wochen zukügelnd habe!“

Die Photographie in Lebensgröße. „Machen Sie Vergrößerungen von Photographien in Lebensgröße?“ fragte ein Herr bei einem englischen Photographen. — „Gewiß, das ist unsere Spezialität.“ — „Run gut, dann vergrößern Sie mir diese Photographie: ich nahm sie von einem Malak.“

Das freundliche Entgegenkommen des Tagbl.-Verlages ermöglicht es der Schachspalte wieder für die Lösung der Weihnachtsnüsse einige Buchpreise auszusetzen. Die Nummern 459—464 (siehe also auch nächste Schachspalte) gelten als Weihnachtsaufgaben. Die Lösungen müssen bis zum 5. Januar 1924 eingelaufen sein. — 459. Ein älteres Stück der berühmten Doppelirma, das selbst weniger geübten Lösern nicht allzuviel Schwierigkeiten bereiten dürfte. 460. Moderne Arbeit mit „kritischem“ Zuge, mittelschwer. 461. Ganz leicht, man sieht Tells Geschöß.

Schachweisheit moderner Meister.

Daß sich mit Worten ein System bereiten laßt, beweisen die nach dem Karlsbader Turnier in der Neuen Wiener Schachzeitung veröffentlichten Kraftsprüche, bei denen das Beste ihre Kürze ist: „Aljechin: Ich spiele nicht Schach, ich „kämpfe“ Schach, und verbinde daher gerne das Taktische mit dem Strategischen, das Phantastische mit dem Wissenschaftlichen, das Kombinatorische mit dem Positionellen, wobei ich jeder einzelnen Stellung gerecht zu werden trachte. Reti: Die Forschungen der neuen Schule sind ins entscheidende Stadium getreten, indem die Schachwahrheit sich immer mehr zu entschleiern beginnt. Als Eröffnung der Zukunft betrachte ich 1. Sg1—f3. Maroczy: Früher bestand das Schach aus Prinzipien, jetzt besteht es aus Gedanken. Ich lerne zu. Grünfeld: Ich suche, bis ich finde. Niemzowitsch: Ich finde nur, solange ich suche. Tartakower: Ich finde, aber nur das Schlechte. Bogoljubow: Wenn im Schach kein Geheimnis existieren würde, so müßte man es erfinden. Rubinstein: Im Schach entscheidet die Position, im Turnier die Disposition. Tarrasch: Die frühere Strategie verlangte Kenner, die jetzige Bekenner. Teichmann: Es gibt keine alte oder neue Schule. Es gibt nur gutes oder schlechtes Schach.“ Die letzte Sentenz ist wohl von allen die gelungenste.

Lösungen.

451. 1. Dg2, Sf3+; 2. ex13, Kxd5; 3. Dg8#. 1.....
Sg8; 2. d7; 3. S oder D#. — 452. 1. Lb2. — 453. 1. Sd3,
cxd3; 2. Df6. 1....., Kxd3; 2. De7 etc. — 454. 1. c5,
Kf3; 2. De2+, Kg8; 3. Sg1 oder Dg2#. 1....., Kxd3;
2. De6+, Kg8; 3. Sf1, Le7#. 1....., Sg8; 2. Sd2+, g8;
3. Dd6, Dd3#. — Löserliste: Die Herren F. S. (alles),
M. N. (453, 454), R. Schw. (451, 452, 453).

Rätsel.

Bilderrätsel.



Gleichklangrätzel.

Getrennt es die Grammatik lehrt,
Auch hat es manchen schon versehrt;
Vereint kann's großen Schaden machen,
Auch muß man's herzlich oft belachen.

Scherzbuchstabenrätsel.

۱۰۰ ۱۰۰ ۱۰۰ ۱۰۰ ۱۰۰
 ۱۰۰ ۱۰۰ ۱۰۰ ۱۰۰ ۱۰۰

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 277:
Scherzrebus: Radiumforscher. — Magisches Quadrat:
Immen, Ostia, Greis, Ahorn, Rhone; Rhein, Isere. — Wort-
rätsel: Roggen.

Neue Bücher

Bücher für den Weihnachtstisch.

Das bevorstehende Weihnachtsfest bringt besonders lebhaft in Erinnerung, daß Bücher nicht nur dazu da sind, in geschmackvollen Einbänden die Ausgaben der Buchbindungen zu zieren, sie wollen gekauft, gelesen und geliebt werden. Das ist ihre Bestimmung, der sie hoffentlich bald wieder in stärkerem Maße zugeführt werden können, als dies in den letzten Monaten der Fall war. Für den jetzt dringlichen Bedarf soll wir in nachstehendem eine Uebersicht von Neuerscheinungen geben, über die im einzelnen noch gelegentlich ein Wort zu sagen sein wird.

Walter v. Moles hat nach längerer Pause wieder einen modernen Roman geschrieben: „Auf der tollenden Erde“ (Alben Langen, München), in dem seine Reiterband mit dönischer Prosa und Schärfe in erbornungstosem Querschnitt anreicht, was unser Zeitepoche in der Grosseitigkeit bedeutet. Mit beispielloser Anfruchtigkeit durchsuchten von Humor und Sarkasmus, werden die Annahungen und Verurteile der heutigen Grogisittskaffen vernichtet. Hermann Stegmanns neuer Roman „Die Pantiger“ (Deutscher Verlagshandh, Stuttgart), der in gewissem Sinne ein Gegenstück zu des Dichters „Gefesselter Strom“ bildet, zeigt den menschlichen Unternehmungssinn im Kampf mit den elementaren Gewalten der Natur. Neben den Realitäten des modernen Lebens, die Stegmann ebenso wie das Wirken der Naturgewalten und die Stimmungen des landschaftlichen Lebens mit großer Reiterkraft schildert, kommt auch das Reimenschliche zu seinem poetischem Recht. Einer Anknüpfung in das ihm so vertraute Zeitalter des 18. Jahrhunderts, Rudolf Hans Bartsch in seinem neuen Buche „Musi“ (Strodmann, Leipzig), dessen Inhalt die seither nur als Zugabdruck veröffentlichte Novelle „Nojarts Försingepfer“ sowie „Kran Musi“ und „Tros“ bilden. Gemeinsame menschliche Schicksalsfäden werden hier gesponnen, die trotz der Verschiedenartigkeit der Handlung ein durch innerliche Harmonie und lächelnde Weltweisheit gegesem Einheitsförsigkeit aufweisen. Konrad Heste läßt in dem Roman „Grunmet“ (Kranz Schneider, Berlin) den Grogisittler in der

Ren einer Kleinbahn, deren Tappe- und Atmosphäre wahrhaft demnächst geschildert sind, verfrachten. Die gehaltvolle Spannung seelischen Kräfte, die reise Schwere sommerlichen Nachenerlöses liegt über diesem interessanten Buch. — Die merkwürdige Wandlung eines simplen Kleinbahnführers zum weltmännischen Industrieführers wird von Hermann Wagner in dem Roman „Das Geschöpf“ (Rudolf Mosse, Berlin) behandelt. Das zeitgemäße Thema einer Dollarerbischofs aus Amerika wird in dieser Geschichte eines an unerwartetem Reichtum gelangten Mannes mit der von Wagner lebendig gepflegten Kleinmaterie sehr liebenswürdig abgewandelt. Kritik ist die literarische Reife, welche Josef Winkler in dem westfälischen Schelmentroman „Der tolle Bomberg“ (Treuhe Verlagshaus, Stuttgart) bietet. In dieser Historien-Sammlung, die man mit innerem Schauern und befehlendem Lesen liest, werden Klänge und Töne Fühlenbegeisterung keine noch überstiegen. In der heftigsten Persönlichkeit des tollen Bomberg und die Todbringer Generationen verführt. Eine lustige Borende noch gestiegen Erörterungen, die nicht nur erfüllt, sondern von Ansehen in Andote noch überboten werden. — In dem jüngst von ihm erschienenen humoristischen Roman „Frischling Kalkerscher Ekeloren“ (H. Staedemann, Leipzig) ist Rudolf Greina der dem ihm mit Vorliebe geschilderten Umwelts des Thosers Kleinbürocrum treu geblieben. Die Abenteuer und Schicksale eines Pantoffelschreiters, den lustigen Kampf mit dem Drogen bis zur endgültigen Befreiung vom Joch seines Ekelorens, liest man mit von Seite zu Seite machendem Vergnügen. — Thantischli kommt uns Friedrich Kroner mit den beiden Büchern „Der Reisel“ und „Pöbker“ (Karl Junfer, Berlin). Wird im „Reisel“ das Berlin noster Zukunft am grotesken Schauspiel phantastischer Vorgänge, hervorgerufen durch den obenverurteilten Einfall planetarer Kreisel, wesen auf die Erde, deren Treiben aus der Perspektive späterer Robertulende mit meißelhafter Selbstverhältnisslichkeit wissenschaftliche Grörterung finden, so wechselt in „Pöbker“ die in einem köhlischen Körper eingeperrte Seele eines armen Menschen durch lebhaften Wunsch und überzeugende Vorstellung in den Körper scheinbar vorvorgangter Wimenstände über, wo sie nicht Befreiung von der Schmelze, sondern Verzimmerung der Existenz findet. — Ganz Ähnlich an Schenborn, der selbst 11 Jahre in Südafrika als Hornmäger und Reiter lebte, hat wieder in einer Reihe von Erzählungen und Geschichten: „Catan“ und andere afrikanische Erzählungen (Frankische Verlagshandlung, Stuttgart) ein Buch veröfentlicht, das nicht nur allen früheren Afrikanern Freude macht, sondern auch der heranwachsenden Jugend in die Hand gegeben werden kann. Nicht nur diese, sondern auch reise Leser werden dem in der Reihe „Der gute Schmeißer“ (Krenz Schneider, Berlin) veröfentlichten Jugendroman des großen Märchenbilders H. C. Anderken: „Das Frelchli“ mit Genuß lesen. Es ist die Geschichte des Knaben, der immer am großen Erlebnis vorbeigeht, der das große Talent in Händen hat und doch im Dunkeln sterben muß, während der Gegenspielerin das Glück alles in den Schach wirft. Auch in der ersten handlichen Gesamtausgabe des großen Märchenmuseums, die in zwei Großtafelnbänden (bei Braun und Schneider, München) unter dem Titel „Wilhelm Busch. Gesammelte Werke“ soeben erscheint, werden Ermüdungen und Kinder ihre Freude haben. Dem „Rag und Merig“ bis zu dem erst der zwei Jahren veröfentlichten „Anteiligungen“ ist hier eine Gesamtschau zutreffend gekommen, die jedem Sinnesinner und offen. Wie es werden wollen, ein reiflicher Genuß sein wird, der sich aus einem handlichen Formschöpfen löst. — Der neue Roman von Johannes Jegerlechner: „Unter der roten Haut“ (G. Grotelsche Verlagshandlung, Berlin) spielt wieder in den Wäldern Alpen, die Domäne der Schweizer Poeten, und schildert den Kampf gegen Typhus und Stumpfheit für neues Leben und neue Arbeitslust, es dominiert dem Eindringen weltständlicher Albernheit und modischen Trends in die Erhabenheit des Hochgebirges das Wort zu reicher Vergesslichkeit und urwäldlicher Humor geben dem Buche eine besonders erfreuliche Note. — Des Norwegers Knud Hamsuns neuer veröfentlichter Roman „Venoni“ (Albert Langen, München) bringt wieder mit feinstem Tonisch gezeichnete Stimmungsbildungen aus Landschaftsbildern aus dem Norden, die in ihrer tiefen Menschlichkeit unmittelbar an unser Herz greifen und aufs neue die genial Gestaltungsfähigkeit des „Don-Dichters“ bewundern lassen.

Refender.

Die Reichszentrale für deutsche Verkehrserziehung" gibt für das Jahr 1924 wieder einen "Deutschen Kalender-Berlag Karl Gerber, München) heraus, der mit seinem schönen Bilderdruck als Anschauungs- und Bildungsmittel bester Art kann. Eindringlicher als jede wortreiche Beschreibung lassen sorgfältig gewählten und vortrefflich wiedergegebenen Bilder Schönheiten der Heimat, Stadtbilder, Landschaftsbilder, Kunst- und Kulturschätze zur Geltung kommen. Der im gleichen Erscheinende „Bayern-Kalender“ vermittelt eine fülle künstlerischer und landschaftlicher Eindrücke und noch damit Erinnerungsfähiger durch die reichhaltige Ausstattung mit zahlreichen schönen Stunden-froher Wanderhaft durch Bayerns Gauen. In den Jagdkalender des Jagers 1924, Wein Weidmanns Jagd (Jäger-Berlag Gottlieb Korn, Breslau), einem außerordentlich reichhaltigen Wandkalender, der durch ausgezeichnete Silberstich- und Holzschnittbilder jedem Monat angepasste Gebilde und Sitten von Reiz und Interesse darbietet, wird dem Lesenden ein Überblick über die Lebensweise eines Jägers und Dichters neben dem Aufsatze eines Gedichtes von ihm gegeben. Im übrigen bilden Sitten-, Jagdabhandlungen und Geschichten, durch zahlreiche Bilder und Zeichnungen erläutert, den Inhalt des schönen Jahrbuchs. Als grünländisches Jahrbuch erscheint im 48. Jahrgang „Reise Christoforus 1924“ (C. F. Wüllers Verlagsgesellschaft, Halle a. d. S.), herausgegeben von Adolf Bartels und Julius Riegel. Der Inhalt des umfangreichen Buches ist auch diesmal wieder ganz außerordentlich reichhaltig und setzt sich aus Beiträgen von Adolf Bartels, Wilhelm Schreier, Arno Schieber, Fritz Müller-Vorlesungen u. a. zusammen.